

Verleihung des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
an Norbert Gstrein
Weimar, 13. Mai 2001

DOKUMENTATION

Im Auftrag der
Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.
herausgegeben von
Günther Rüter

Die Dokumentationen der Literaturpreise sind gegen eine Schutzgebühr von DM 5,- zzgl. Porto zu beziehen bei:

Konrad-Adenauer-Stiftung, Abteilung Kultur, Rathausallee 12,
53757 Sankt Augustin, Telefon 0 22 41 / 246 544, Telefax 0 22 41 / 246 573.

Impressum

Herausgegeben im Auftrag der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. von Günther Rütter
Redaktion und Gestaltung: Michael Braun und Birgit Lermen

Fotos: Jürgen Bauer, Wiesbaden

Abbildung Titelseite: Helmut Lobenwein (1997; 90 x 70 cm) mit freundlicher
Genehmigung des Künstlers

Die Rechte für die Reden und Beiträge verbleiben bei den Autoren,
die Bildrechte bei dem Photographen.

Gesamtherstellung: Druckerei Franz Paffenholz GmbH, Bornheim

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem Papier

Auflage: 2.000 · © 2001, Konrad-Adenauer-Stiftung e.V. · Alle Rechte vorbehalten

Nachdruck, Vervielfältigung und Einspeisung in elektronische Medien,

auch auszugsweise, nur mit Zustimmung der Konrad-Adenauer-Stiftung e.V.

Printed in Germany · ISBN 3-933714-42-7

Inhalt

1

Grußwort	
Bernhard Vogel	5
Wunder und Geheimnisse des Alltags	
Laudatio auf Norbert Gstrein	
Jorge Semprún	8
Ansprache zur Preisverleihung	
Wilhelm Staudacher	12
Über Wahrheit und Falschheit einer Tautologie	
Dankrede	
Norbert Gstrein	15

2

Programm der Feierstunde	25
Bildliche Impressionen	26
Text der Verleihungsurkunde	29

3

Von nie endgültigen Antworten Gespräch mit Norbert Gstrein.....	30
--	----

4

Zeittafel	34
Werkverzeichnis	35
Autoren und Juroren	36

Grußwort

Bernhard Vogel

Es ist das neunte Mal, daß die Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung in Weimar stattfindet. Das Musikgymnasium Schloß Belvedere scheint für diesen Anlaß ein symbolischer Ort zu sein. Er verbindet Weimars große kulturelle Tradition mit diesem Gebäude von moderner, aber an das Bauhaus erinnernder Architektur. Die Stadt, diese schwierige Stadt Weimar, adelt das ausgezeichnete Werk. Und den Preisträger bei der neunten Preisverleihung adelt der Laudator. Herzlich willkommen, Jorge Semprún!

Jorge Semprún ist ein Schriftsteller, der mit seinem Werk und seinem Wirken Erinnerungen weckt: Er erinnert an die Greuel und Verbrechen, die auf dem Ettersberg begangen wurden und noch immer einen Schatten auf die deutsche Geschichte und auf diese Stadt werfen. Jorge Semprún ist mit seinem Werk und Wirken aber auch ein Botschafter der Versöhnung. Er steht für die Versöhnung mit einem Deutschland, das aus dem Geschehenen und aus der Geschichte lernen will und sich seiner Verantwortung in der Mitte Europas bewußt bleiben will.

Hier auf dem Russischen Friedhof in Belvedere wurde 1995 Jorge Semprúns *Bleiche Mutter – zarte Schwester* uraufgeführt – ein Stück, das die Spanne umreißt vom klassischen Weimar über die Greuel von Buchenwald bis hin zu heutigen Verbrechen, die schändlicher Weise anderswo in Europa und jenseits der europäischen Grenzen auch an diesem Tage begangen werden.

Norbert Gstrein, der in seinem Roman *Die englischen Jahre* ebenfalls eine solche Spanne von der Vergangenheit bis ins Heute aufzeigt, ist der Preisträger des heutigen Tages. Herr Gstrein, seien Sie uns herzlich in Weimar willkommen!

Norbert Gstreins Buch *Die englischen Jahre* „ist eine Vorwegnahme der Walser-Bubis-Debatte“: es „rekonstruiert ein jüdisch-österreichisches Emigrantenschicksal in England“, es ist „der Versuch, die Ver-

wüstungen von Nationalsozialismus und Holocaust zu erklären“, so die Vorsitzende der Jury, Frau Prof. Dr. Birgit Lermen, die sich unermüdlich und umsichtig um diesen Preis bemüht.

Ich freue mich, daß alle Mitglieder der Jury anwesend sind. Ich begrüße Frau Professor Lermen, den ehemaligen Staatssekretär Dr. Köhler, Professor Kiesel, Herrn Hieber und Herrn Dr. Kleinschmidt. Herzlichen Dank für Ihre Arbeit, die ganz wesentlich zu dem vorzüglichen Ruf beigetragen hat, dessen sich der Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung im In- und mittlerweile auch im Ausland erfreut.

Das zitierte Buch von Norbert Gstrein stellt die Frage nach dem, was im Zusammenhang mit dem Holocaust moralisch und ideologisch, aber auch ästhetisch noch möglich ist. Der Autor ist bereits mit seinem Roman *Das Register* zu einem Hoffnungsträger der österreichischen Literatur geworden – und er ist mit seinem bisherigen literarischen Werk zu einem viel beachteten deutschsprachigen Schriftsteller seiner Generation geworden.

Ich hoffe, Herr Gstrein, dieser Satz stößt heute bei Ihnen nicht zu sehr auf Widerstand, denn ich habe von Ihnen ein Zitat gelesen, das diese Befürchtung nicht ausschließt. Sie haben einmal geschrieben: „Ich kann eigentlich fast keinen Satz hinschreiben, ohne ihm sofort zu widersprechen. [...] Das geht mir auch so, wenn ich etwas über mich lese – selbst wenn es zutreffend ist, stört mich, daß ich festgelegt bin. Ich interessiere mich sozusagen stärker für den biographischen Möglichkeitsraum als für den Wirklichkeitsraum.“ Herr Gstrein, ich bin zuversichtlich, daß Sie auch in der Zukunft genug Möglichkeitsräume finden!

Norbert Gstrein ist der neunte Preisträger, den die Adenauer-Stiftung heute hier ehrt. Seit 1993 erhielten die Auszeichnung Sarah Kirsch, Walter Kempowski, Hilde Domin, Günter de Bruyn, Thomas Hürlimann, Hartmut Lange, Burkhard Spinnen, Louis Begley. Sie bekamen die Ehre verliehen, und sie ehrten die Adenauer-Stiftung. Mit Norbert Gstrein wird zum ersten Mal – nach einem Deutschen, nach einem Schweizer, nach einem aus Polen stammenden Amerikaner – einem Schriftsteller aus Österreich dieser Literaturpreis zuteil.

Bisher war Burkhard Spinnen der jüngste der Preisträger. Diesen Rang muß er heute abgeben, er war vor zwei Jahren 43 Jahre alt. Sie, Herr Gstrein, müssen erst noch 40 Jahre werden. Sie sind der Jüngste, und

wir werden nicht aus dem Auge verlieren, wann Sie diesen Titel abgeben müssen.

Sie zeigen, daß die Generation der Nachgeborenen die Auseinandersetzung mit der Vergangenheit nicht ad acta gelegt hat; daß die nachgeborene Generation gewillt ist, die Erinnerung wachzuhalten, nicht um Wunden aufzureißen, sondern um selbst Stellung zu beziehen: um in Erinnerung zu halten, was uns in der Gegenwart im täglichen Leben hier in Thüringen, in Deutschland und weit darüber hinaus verpflichtet.

Ihr Werk schützt vor dem Vergessen und vor den Lügen, die durch Lebenslügen entstehen, insbesondere auch, weil Ihr Werk von hoher literarischer Qualität und existentieller Eindringlichkeit ist, weil es ein Kunstwerk ist.

Wir gratulieren Ihnen, der Freistaat Thüringen gratuliert Ihnen zu dieser Auszeichnung. Wir wünschen Ihnen Ermutigung und viele schöpferische Jahre und literarischen Erfolg. Herzlichen Glückwunsch zu diesem Tag an Sie!

Wunder und Geheimnisse des Alltags Laudatio auf Norbert Gstrein

Jorge Semprún

1918, aus Cambridge zurückgekehrt, schreibt der Philosoph das Vorwort zu seinem Buch. Wir befinden uns in Wien. Nach jenem Weltkrieg ist Wien gar nicht so übel, auch in Wien regt sich etwas.

Der Philosoph heißt Wittgenstein. Und er beendet also das Vorwort zu seinem Buch. In Wien, im Jahre 1918, und er sagt: „Dagegen scheint mir die Wahrheit des hier mitgeteilten Gedankens unantastbar und definitiv.“ Und weiter heißt es: „Ich bin also der Meinung, die Probleme im wesentlichen endgültig gelöst zu haben.“ Datiert Wien, 1918, und unterzeichnet mit zwei Initialien, die zweite für den bereits erwähnten Namen Wittgenstein, die erste für Ludwig. Er wäre in der Tat keine üble Romanfigur, dieser von seinem Wissen, der unantastbaren und endgültigen Wahrheit seiner Gedanken so überzeugte Philosoph. Er schreibt das Vorwort zu seiner „Logisch-philosophischen Abhandlung“, die später, seltsamerweise, überall unter einem lateinischen Titel, *Tractatus logico-philosophicus*, erscheint, vielleicht in Erinnerung an Baruch Spinoza oder aus Sehnsucht nach einer Weltsprache.

Aber mit diesem Vorwort, mit der Abhandlung, die es eröffnet, will ich mich heute nicht beschäftigen. Heute will ich nur einen Satz des Wittgensteinschen Traktats erwähnen. Den Satz – siebenter und letzter in der Reihenfolge der Hauptsätze der Abhandlung –, in dem es kategorisch heißt: „Wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen.“

Mit diesem einzigen Satz, wäre hier theoretisch nicht nur eine „unantastbare“ und „definitive“ Wahrheit ausgesprochen, sondern auch eine praktische, eine soziale Praxis gefordert und angekündigt und dann vielleicht sogar verwirklicht worden, hätten wir – oder, genauer gesagt,

hätte er, Ludwig Wittgenstein – mit einem einzigen Schlag die ganze Literatur vernichtet, zur Nichtigkeit verbannt. Ist die Literatur nicht eben der Versuch, die Lust, sogar die Leidenschaft, über das Verschwiegene, das Verdrängte, das Unsagbare zu reden und zu schreiben? Wovon man nicht reden kann, weil es verboten oder verdrängt ist, weil es nicht zur Rede kommt, nicht in Rede steht, darüber muß man schreiben. Darüber darf man überhaupt nicht schweigen.

Ich weiß natürlich nicht, was der österreichische Schriftsteller Norbert Gstrein über diesen Satz Wittgensteins sagen würde. Obwohl er auch Logik und Mathematik studierte, scheint mir Norbert Gstrein nicht so schneidend und entschieden im Bezug auf die Unantastbarkeit oder die Endgültigkeit seiner Gedanken zu sein.

Darüber, über diesen Satz Wittgensteins, möchte Gstrein vielleicht einfach schweigen. Es scheint mir aber, daß seine Literatur einen Kommentar dazu darstellt. Seine Bücher sind eine Antwort darauf.

Vor einigen Monaten hat Norbert Gstrein in einem Zeitungsgespräch gesagt – über W.G. Sebalds Buch *Die Ausgewanderten* sprechend –, daß dieser eine richtige Sprache für das Thema Exil gefunden habe: „Eine Sprache für den Verlust und das Verschwinden.“ Die Erfindung und Ausarbeitung einer solchen Sprache für den Verlust und das Verschwinden – diejenigen, die Wittgenstein nämlich zum Schweigen verurteilt – scheint mir die erste und ernsteste Aufgabe zu sein (oder das Vergnügen: Bei den großen Dichtern sind Aufgaben und Vergnügen immer eng verbunden), die sich Norbert Gstrein ausgesucht hat.

Seit den ersten Erzählungen, *Einer* (1988) und *Anderntags* (1989), ist diese Sprache am Werk, zerstört diese Sprache Gstreins die konventionellen Redensarten und Sprachroutinen, um alles, was zum Schweigen – also zum Verlust und zum Verschwinden – verurteilt schien, im fabelhaften Licht des Ausgesprochenen darzustellen, wenn es auch, möglicherweise, ein zweideutiges, sogar zwiespältiges Licht bleibt.

In seinen ersten Erzählungen hat Norbert Gstrein die Wunder und die Geheimnisse des Alltags erforscht und herausragend beschrieben. Die Wunden des Alltags auch, selbstverständlich. Gibt es Wunder ohne Wunden? Es hat den schweigenden Außenseitern der österreichischen

Dorf- und Berggemeinschaften zur Sprache verholfen, sie vor dem Verlust und Verschwinden gerettet. Und sie, trotz der innerlichen – scharfen und zarten – Kritik, gerechtfertigt, was wahrscheinlich noch wichtiger ist.

Mit dem Roman *Die englischen Jahre* (1999) vollzieht sich im Werk Gstreins eine Wende. Kein Bruch, sicher nicht. Aber eine Erweiterung, eine Vertiefung der Themen. Darüber hat er in einem Gespräch gesagt: „Es gab eine Zeit, in der über den Holocaust geschwiegen wurde, und es gab eine Zeit, oder: es gibt sie immer noch, in der man dieses Thema schlagartig verredet hat. Vielleicht ist es jetzt erst möglich, einen Weg zu finden, sich damit auf angemessene Weise zu beschäftigen.“

Es wäre wirklich schön, wirklich ermutigend, wenn in der deutschsprachigen Literatur dieser neue Weg eröffnet und beschritten würde. Ich hoffe, vermute sogar, daß Norbert Gstreins *Englische Jahre* ein Zeichen davon und dafür sein werden.

Wir befinden uns nämlich in einer besonderen historischen Situation. Bald, spätestens in einigen wenigen Jahren, gibt es keine Zeugen mehr. Keine lebendigen Zeugen. Niemand mehr will Rauch und Geruch des Krematoriums als persönliche Erinnerung, als inneres Erlebnis beibehalten. Niemand mehr will also von den Lagern wissen. Ich meine: mit Fleisch und Blut wissen.

Das ist natürlich nichts Neues. Immer schon ist Gedächtnis Geschichte geworden. Das Sonderbare, das Eigenartige ist nur, daß diese historisch banale Erfahrung uns betrifft. Daß wir – unsere Generation und diejenige unserer Söhne und Enkel – es erleben müssen.

Darum wäre es schön, wenn Erzählungen, Romane, Theaterstücke, Musikwerke und andere ästhetische Erfindungen den Platz der Zeugnisse einnehmen. Wir brauchen jetzt junge Schriftsteller, die das Gedächtnis der Zeugen, das Autobiographische der Zeugnisse, mutig entweihen. Jetzt können und sollen Gedächtnis und Zeugnis Literatur werden. Jetzt sollte man wie der französische Schriftsteller Boris Vian sagen dürfen: „In diesem Buch ist alles wahr, weil ich es erfunden habe.“

Zum Schluß kehre ich zu Wittgensteins Traktat zurück. Aber nicht deshalb, weil ich mit Wittgenstein eine persönliche Rechnung offen hätte. Es handelt sich nur um eine philosophische Frage. Im *Tractatus*

schrieb er nämlich: „Der Tod ist kein Ereignis des Lebens, den Tod erlebt man nicht.“ Ich kannte diesen Satz schon vor meinen Erfahrungen im KZ Buchenwald. Bereits damals habe ich diese Aussage als oberflächlich bezeichnet. Natürlich kann der Tod kein Ereignis des Lebens sein, auch keine Erfahrung des reinen Bewusstseins: Er wird stets eine vermittelte, begriffliche Erfahrung sein, die Erfahrung einer praktischen, gesellschaftlichen Tatsache. Doch hinter dieser äußerst dürftigen Evidenz verbirgt sich nur eine tautologische Banalität. Eigentlich müßte Wittgensteins Satz strenggenommen so lauten: „*Mein* Tod ist kein Ereignis *meines* Lebens. *Meinen* Tod erlebe ich nicht.“

Später, im KZ, bestätigte sich dieser Satz, als ich den Tod der anderen – von Kumpeln oder Unbekannten – als persönliches Erlebnis erfuhr: als unser Mitsein-zum-Tode zum tiefsten und innigsten Erlebnis jener Zeit wurde, da gelang es mir, mit der Oberflächlichkeit von Wittgensteins Satz fertig zu werden.

Norbert Gstrein ist 1961 geboren: Mit jenem Tod, mit jenem Mitsein-zum-Tode des nazistischen Lagers hat er nichts zu tun. Trotzdem schreibt er in *Selbstportrait mit einer Toten* (2000), einer Erzählung, die so eng mit dem Roman *Die englischen Jahre* verbunden ist (und es geht um die Figur des Schriftstellers, dieses redenden und schweigenden und wütenden und verwunderten Max, eines Doppelgängers vielleicht, aber nicht nur Gstreins: Doppelgänger aller Schriftsteller) – trotzdem heißt es da: „als gebe es noch eine andere Gemeinschaft für ihn als die der Überlebenden“.

Und das stimmt: Überlebende sind wir. Überlebende sind alle wahren Schriftsteller. Das Schweigen und den Verlust und das Verschwinden haben wir überlebt. Darum, obwohl Norbert Gstrein mit unserer Vergangenheit nichts oder nicht viel zu tun hat, hat er alles zu tun mit unserer Zukunft. Wir warten auf seine neuen Bücher. Ich erwarte sie.

Ansprache zur Preisverleihung

Wilhelm Staudacher

*Sehr geehrter Herr Gstrein,
verehrter Herr Semprún,
lieber Herr Ministerpräsident Dr. Vogel,
meine Damen und Herren!*

Kein Zweifel: Die Entscheidung, Norbert Gstrein den Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung 2001 zuzuerkennen, ist eine glückliche und eine weitsichtige Entscheidung, denn von Ihnen kann mit Recht noch viel erwartet werden. Sie sind bereits durch bedeutende Veröffentlichungen hervorgetreten, durch vier Erzählungen, zwei Romane und eine Novelle; Sie haben namhafte Auszeichnungen erhalten; und von Ihnen werden wir sicherlich noch wichtige literarische Werke erwarten können.

Zunächst war ich überrascht, als ich von der Entscheidung der Jury hörte, und erinnerte mich, Sie anlässlich des Jubiläums zum 50jährigen Bestehen des Suhrkamp Verlages auf dem Podium der Autoren gesehen zu haben. Um so mehr freue ich mich, Sie heute hier mit unserem Literaturpreis auszeichnen zu dürfen.

Mein besonderer Dank gilt deshalb der Jury für die getroffene Wahl: an erster Stelle der Vorsitzenden der Jury, Frau Prof. Dr. Birgit Lermen, die an der Universität zu Köln Neuere Deutsche Literatur lehrt, und Ihrem Kollegen Herrn Prof. Dr. Helmuth Kiesel von der Universität Heidelberg; Herrn Jochen Hieber, der Literaturredakteur bei der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* ist und Weimar als Moderator der vom MDR ausgestrahlten Fernsehsendung „Literarischer Salon“ um ein weiteres literarisches Ereignis bereichert hat; Herrn Dr. Sebastian Kleinschmidt, dem Chefredakteur der renommierten Zeitschrift *Sinn und Form*; und Herrn Dr. Volkmar Köhler.

Besonders freut mich, daß wir mit Ihnen, verehrter Herr Semprún, einen ehemaligen spanischen Kulturminister, einen Friedenspreisträger und einen Schriftsteller von europäischem Rang als Laudator gewonnen haben. Wenn Sie heute in Weimar die Laudatio halten, dann hat dies etwas mit dem Ort der Preisverleihung zu tun, mit Weimar, zu dem in Ihren autobiographischen Romanen untrennbar auch die Erfahrung von Buchenwald gehört. Es hat aber auch etwas mit dem Preisträger selbst zu tun. In Ihren wie auch in Norbert Gstreins Werken geht es um eine Grundfrage unserer Kultur, um die Frage nach Wahrheit in der persönlichen und der politischen Erinnerung. Sie beide sind, wenn auch aus unterschiedlicher Generationserfahrung heraus, Dichter der Erinnerung – der Erinnerung an Kindheit und frühes Leid und an das antifaschistische Exil.

In meinen Dank einschließen möchte ich wiederum Herrn Direktor Wolfgang Haak, der uns nun zum vierten Male so gastfreundlich im Weimarer Musikgymnasium empfängt. Es stimmt uns froh, daß die Stätte der Preisverleihung in diesem Jahre wiederum Weimar ist, eine europäische Kulturstadt, zu deren klangvollsten Orten dieses Musikgymnasium zählt. Herr Direktor Haak hat es dankenswerterweise ermöglicht, daß Ihre Einladungskarte heute nachmittag auch als Eintrittskarte für das Museum Schloß Belvedere gilt, wo die um den Bereich „Gartenkunst zur Zeit Herzogs Ernst August“ erweiterte Dauerausstellung „Sächsischer Serpentin“ gezeigt wird. Einladen darf ich Sie aber auch, im Anschluß an den Empfang auf den historischen Spuren von Goethe, Schiller und Kafka im Schloßpark Belvedere zu flanieren.

Herzlich begrüßen möchte ich schließlich Catherine Gordeladze, die nach Studienjahren am Konservatorium ihrer Heimatstadt Tiflis nun Stipendiatin der Konrad-Adenauer-Stiftung an der Frankfurter Hochschule für Musik ist. Frau Gordeladze, die in mehreren europäischen Ländern konzertiert und einige internationale Auszeichnungen erworben hat, wird uns heute Werke von Schumann und Liszt, von Rachmaninow und Chopin vorspielen.

Meine Damen und Herren, Norbert Gstreins Werk umfasst eine breitgefächerte Thematik. Er greift existentielle Fragen unserer Gegenwart und unserer Geschichte auf, Fragen von großer Aktualität. Es geht um das Verhältnis von Österreich und Europa, von Heimat und Exil, es

geht um die Kluft zwischen den Generationen, um Identitätsverlust, um Sprachnot und um die Grenzen des Wissens. Es ist bemerkenswert, daß sich Norbert Gstrein schon früh, in seiner philosophischen Dissertation an der Universität Innsbruck, mit der „Logik der Fragen“ beschäftigt hat. Denn wenn er nach der Wahrheit fragt, so ist damit immer, vor allem in dem Roman *Die englischen Jahre*, auch die Frage nach Schuld und Erinnerung verknüpft.

Auf dem Markt der Meinungen wird man Norbert Gstrein indessen vergebens suchen. Es geht ihm erklärtermaßen nicht um eine vorzeigbare politische Gesinnung, sondern um Aufklärung des Geschehenen jenseits aller Schablonen und Denkklišees.

Sehr geehrter, lieber Herr Gstrein, es ist mir eine Freude und Ehre, Sie heute mit dem Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung auszuzeichnen. Sie sind – nach Sarah Kirsch (1993), Walter Kempowski (1994), Hilde Domin (1995), Günter de Bruyn (1996), Thomas Hürlimann (1997), Hartmut Lange (1998), Burkhard Spinnen (1999) und Louis Begley (2000) – der neunte Träger unseres Literaturpreises, der 1993 von dem seinerzeitigen und dem neuen Vorsitzenden unserer Stiftung, dem Thüringer Ministerpräsidenten Dr. Bernhard Vogel, ins Leben gerufen wurde. Ich gratuliere Ihnen herzlich zu dieser Auszeichnung und wünsche Ihnen auch künftig viel Erfolg bei Ihrem – wie Sie einmal geschrieben haben – ernsten „Spiel mit Fakten und Fiktionen“.

Ich darf Sie, geehrter Herr Gstrein, nun gemeinsam mit Frau Professor Lermen und mit Herrn Ministerpräsident Dr. Vogel zu mir nach vorne bitten, damit ich die Urkunde verlesen und überreichen kann.

Über Wahrheit und Falschheit einer Tautologie Dankrede

Norbert Gstrein

Ich weiß nicht, ob es die Erwartung an jemanden mit österreichischem Paß tatsächlich gibt, etwas über die sogenannten politischen Verhältnisse im Land zu sagen, oder ob ich mir das nur einbilde. Auf jeden Fall hoffe ich, daß es nicht das ist, was Sie von mir wollen, zumindest nicht in der wahlweisen Form eines Bekenntnisses oder eines leisen Tabubruchs in der Art eines Sonntagsredners, beides Varianten, sich aus der Affäre zu ziehen, die längst ritualisiert sind. Ein Sonntagsredner also, das bin ich, durchaus auch in der Bedeutung des nur einmal Dilletierenden, den dieser Begriff auch meint, kein politischer Redner, und wenn die paar Sätze, die ich aussprechen will, am Ende doch nach Österreich führen, um so besser, um so schlechter.

Lassen Sie mich lieber damit anfangen, Ihnen zu sagen, was es mir bedeutet, daß Jorge Semprún hier vor mir gesprochen hat. Ich nehme an, die meisten von Ihnen wissen, unter welchen Umständen er Weimar zum ersten Mal betreten hat, nach der Befreiung von Buchenwald, in Begleitung eines amerikanischen Offiziers, und doch ist es notwendig, noch einmal darauf hinzuweisen. Es ist auch notwendig zu sagen, daß ich mir zu wenig im klaren war über das Ausmaß der Bitte, ihren Größenwahn vielleicht, ihre Ungeheuerlichkeit, ein ehemaliger Häftling eines deutschen Konzentrationslagers könnte an den Ort der Schande zurückkehren und dort über mich reden, gar eine Laudatio halten, jemand, der am eigenen Leib erfahren hat, was es bedeutet, unter den denkbar erniedrigendsten Bedingungen eingesperrt zu sein, auf einen, der damals noch nicht auf der Welt war und alles nur vom Hören und vom Lesen kennen kann.

Es ist keine einfache Situation, und weil ich zwar immer noch nicht wirklich weiß, nicht wissen kann, was es für Jorge Semprún bedeutet,

nach Weimar zu kommen, aber immerhin soviel davon ahne, daß ich ihn wahrscheinlich nicht mehr darum bitten würde, habe ich ihm um so mehr zu danken, daß er heute hier ist.

Ich habe ihn zum ersten Mal vor einem Jahr in Hamburg getroffen, bei einem Symposium mit einem der Titel, wie sie zur Zeit im Schwang sind, „Erinnerung und Krieg“, „Krieg und Literatur“, „Literatur und Erinnerung“, ich weiß es nicht mehr. Es ist mir jedenfalls immer unangenehm, mit Autoren zusammenzukommen, von denen ich noch nichts gelesen habe, es erscheint mir wie eine unverzeihliche Nachlässigkeit, und leider hatte ich zu der Zeit wirklich so gut wie nichts von ihm gekannt, aber nicht das war die Katastrophe, sondern die Tatsache, daß ich geglaubt habe, ihn darauf hinweisen zu müssen. Als verkappte Entschuldigung ist mir dann noch eingefallen, der Grund sei, daß er einmal Politiker gewesen war, eine Dummheit, wie ich jetzt weiß, ein lächerlicher Snobismus, von dem ich aber nicht wußte, wie er ihn aufgenommen hat, als romantische Kopflosigkeit eines Grünschnabels oder als einen Streich, der ihm allzu bekannt war, bis ich in seinem Buch *Federico Sánchez verabschiedet sich* die Antwort gefunden habe, „ein Intellektueller, der eine solche Verachtung des Politischen zur Schau trägt, muß sich den Vorwurf der Heuchelei und eines abstrakten und dumpfen Moralismus gefallen lassen“.

Wie auch immer man dazu stehen mag, ich habe es mir auf jeden Fall allzu leicht gemacht, indem ich den Politiker wahrgenommen habe und nicht den Schriftsteller, geschweige den ehemaligen Häftling von Buchenwald, und es ist ein schwacher Trost, damit wenigstens nicht Gefahr gelaufen zu sein, vielleicht noch die größeren Dummheiten zu sagen, etwas wie der französische Soldat in Eisenach in Jorge Semprúns Buch *Schreiben oder Leben*, einen locker hingeworfenen Satz wie „Du kommst aus dem Lager?“ und dann „Es war hart, was?“

Seither habe ich seine Bücher gelesen in der zunehmenden Gewißheit, ich hätte das früher tun sollen und hätte mir damit Umwege und Sackgassen erspart, in meinem Denken, der Entwicklung des dafür notwendigen Mutes und meinen Vorstellungen vom Schreiben. Wenn ich vom autobiographischen Werk Jorge Semprúns spreche, und dabei vor allem von dem Teil, in dem Buchenwald im Vordergrund steht, von *Die große Reise, Was für ein schöner Sonntag* und *Schreiben oder Leben*, so sind das durchwegs Bücher, deren Wagnis sich mit einem

Satz charakterisieren läßt, auch wenn ich vor dem Satz zurückschreke, einerseits weil er als formelhaft aufgenommen werden muß, um den Schock seines Inhalts zu neutralisieren, andererseits weil ich von gerade diesem Inhalt selbst zu wenig weiß, als daß ich ihn vollmundig aussprechen könnte. Lassen Sie mich trotzdem sagen, es sind Bücher, die dem Tod abgerungen sind, Bücher, die ihre eigene Entstehung, die Schwierigkeit, das Risiko ihrer eigenen Entstehung miterzählen, und allein schon dadurch für mich über ihre unbestreitbare Zeugenschaft hinaus auch literarisch von größtem Interesse. Das all diesen Büchern eingeschriebene Problem ist die paradoxe Situation des Erzählers, die darin besteht, daß er für das, worüber er sprechen will, den Tod erlebt haben müßte, oder, wie es einmal sinngemäß heißt, das Dilemma, den Tod der anderen überlebt zu haben, aber nicht sicher zu sein, ob das für den eigenen auch gilt.

Es wird schnell Wortgeklimper, mag es auch noch so dunkel in Szene gesetzt sein, endet in standardisierten Betroffenheitssätzen oder verweht in einer wohl metaphysisch zu nennenden Leere, wenn man als jemand, dem diese Erfahrung ganz und gar fehlt, darüber zu sprechen versucht. Daß man dabei in Bereiche vordringt, in denen die Sprache, und mit ihr das Denken, an eine Grenze gelangt, wird einem aber immerhin klar, sobald man nur erkennt, daß bis dahin unumstößlich erscheinende logische Gesetze plötzlich nur mehr bedingt gültig sind oder einfach falsch. „Die Lebenden leben und die Toten sind tot“, dem ersten Anschein nach eine wenn vielleicht auch allzu anmaßend und unverschämt klingende Tautologie, ist auf einmal alles andere als das, ein sinnloser Satz ohne jede Bedeutung oder gar ein Widerspruch, über den man sich lange streiten könnte.

Daß es sich darüber hinaus um den Titel eines Buches handelt, das ich in meinem Roman *Die englischen Jahre* dem vermeintlich jüdischen Schriftsteller Gabriel Hirschfelder unterschiebe, soll nicht unerwähnt bleiben, und es ist nicht das einzige Detail darin, das mir jetzt wie eine Widerspiegelung von Motiven aus Jorge Semprúns Leben und Werk erscheint und mich zum bekennenden Plagiator von etwas mir vorher nicht bekannt Gewesenem macht.

Es mag vermessen sein, Parallelen herzustellen, ist mein Roman doch das Produkt, wenn man so will, von Recherchen, ein Buch insbesondere auch aus Büchern, während Jorge Semprún von seinem Leben

und von seinem Tod erzählt. Dennoch, angefangen mit dem jahrelangen Nichtschreiben, über die Identitätsvertauschung, die aus einem nichtjüdischen, österreichischen Flüchtling einen jüdischen macht, bis hin zu seinem Exil, erinnert mich die erfundene Biographie meines Schriftstellers Gabriel Hirschfelder an so manches aus dem Leben von Jorge Semprún, an sein nach dem Krieg fast zwanzig Jahre währendes Schweigen, bevor er sein erstes Buch veröffentlicht hat, seine wechselnden Namen als Agent im spanischen Untergrund, seinen Verlust der Heimat im Jahr 1936, als die Familie vor dem Franco-Regime aus Spanien emigriert ist. Mir wird schwindlig, wenn ich darüber nachdenke, wie reale und fiktive Räume einander durchdringen, wenn ich mir vorzustellen versuche, was an den Daten, mit denen ich einen Teil der Kapitel meines Romans überschrieben habe, tatsächlich passiert ist, Daten aus dem zweiten Kriegsjahr, dem 17. Mai 1940 etwa, den ich gewählt habe als Hommage an Claude Simon, der in mehreren seiner Bücher erzählt, wie er an diesem Tag auf einer Straße in Flandern, von vorrückenden Deutschen beschossen, gerade noch mit dem Leben davonkommt, nachdem seine Kompanie zerschlagen worden ist. Ich habe es so gewollt, daß es der Tag sein soll, an dem Gabriel Hirschfelder, als sogenannter feindlicher Ausländer kategorisiert, in einer Londoner Schule auf seinen Abtransport in ein Internierungslager auf der Isle of Man wartet, und während ich mir überlege, ob zu der Zeit Walter Benjamin noch in Paris ist oder schon unterwegs auf seiner Flucht in den Süden Frankreichs, die schließlich in Portbou mit seinem Freitod endet, ob sich Vladimir Nabokov bereits an Bord des Schiffes befindet, das ihn von Saint-Nazaire aus in die Freiheit bringen soll, nach Amerika, sehe ich Jorge Semprún vor mir, als Schüler des Lycée Henri IV, wenn ich mich nicht täusche, nicht lange bevor er sich der Résistance anschließt und zwei Jahre später von der Gestapo verhaftet und nach Buchenwald deportiert wird.

Die Bedeutungen verschieben sich, und wenn ich in meiner Erzählung *Selbstportrait mit einer Toten*, die eng mit dem Roman *Die englischen Jahre* zusammenhängt, auf den Satz stoße, „natürlich weiß ich nichts vom Exil, aber dieser Narr weiß noch weniger, natürlich weiß ich nichts, aber immerhin, daß ich mir sein Parisgequatsche nicht anzuhören brauche, Exil ist nur ein anderer Ausdruck für Erfrieren ... wer vom Exil sprechen wolle, müsse von Schnee und Eis sprechen und nicht von Clochards und Bohemiens, müsse von der Einsamkeit spre-

chen“, so werde ich das in Zukunft kaum mehr tun, ohne an die Bedeutung zu denken, die Schnee im Werk von Jorge Semprún hat. Wenn es das jemals war, wird es kein unschuldiges Wort mehr für mich sein, weil es auch den Schnee in seinen Büchern meint, den Schnee, der sich mit dem Rauch des Krematoriums vermischt, den Schnee, der auf Buchenwald fällt, den Schnee, das Gestöber am 1. Mai 1945 auf die roten Fahnen des traditionellen Umzugs in Paris, „genau in dem Moment“, wie er schreibt, „wo eine Schar Deportierter in gestreiftem Anzug die Place de la Nation erreichte“. Es ist der Schnee, der in seinem gerade zum ersten Mal auf deutsch erschienenen, frühen Roman *Die Ohnmacht* das Thema schon im ersten Satz bestimmt, in dem es heißt „Er fragt sich, warum es in seinem Gedächtnis soviel Schnee gibt, soviel knirschenden Schnee in seiner Schlaflosigkeit“, und wenn ich das lese, weiß ich nicht mehr, ob es sich um einen Zufall handelt oder um was sonst, daß Gabriel Hirschfelders Lieblingsbild ausgerechnet das Bild *Snow Storm* von William Turner ist.

Es soll aber nicht das sein, was ich an Jorge Semprúns Werk besonders hervorheben will, sondern seine schon angedeutete, fortwährende Beschäftigung mit der Frage, wie sich überhaupt über seine Erfahrungen in Buchenwald erzählen läßt. Bereits in seinem ersten Buch *Die große Reise* schreibt er über die Vorstellung von einer Zeit, „wenn keine genaue Erinnerung mehr an das alles wach wäre, sondern nur noch die Erinnerung an die Erinnerung, der Bericht von der Erinnerung im Mund derer, die nie mehr wirklich wissen werden ... was das alles einst in Wirklichkeit war“, und ich lese seine Bücher jetzt als Palimpseste, Überblendungen oder, um ein Wort von ihm selbst aufzugreifen, ständige Neuerfindungen der Wahrheit. Die Fakten stehen fest, aber um sie zu beleben, um zu gewährleisten, daß sie nicht einfach hingenommen werden, am Anfang noch irritiert, später achselzuckend oder vielleicht nicht einmal mehr das, braucht es Methode, und ich wüßte nicht, wer sich dessen mehr im klaren wäre als der Autor von *Schreiben oder Leben*, wenn er einerseits von der Ungeduld berichtet, die bei ihm aufkommt, angesichts der unstrukturierten Erinnerungen eines Überlebenden von Mauthausen, dessen nie angezweifelte Glaubwürdigkeit ihm plötzlich wie bloße Rhetorik erscheint, während er andererseits selbst bei einem jungen, französischen Offizier auf schroffe Ablehnung stößt, weil er seinen Bericht über das Lager scheinbar harmlos mit den Sonntagen und ihren Filmvorführungen beginnt und nicht

sofort auf das Zentrum des Schreckens zusteuert, das Krematorium, die vor Erschöpfung Sterbenden, die öffentlich Erhängten, das Leiden der Juden, und damit den Erwartungen entspricht. Es erstaunt mich, wie es jemandem, der die äußerste Nähe von all dem hat aushalten müssen, gelingt, so viel Distanz einzunehmen, aber es ist genau diese Distanz, glaube ich, und eine langsame Annäherung, die am ehesten die Erinnerung wachhält, eine Distanz, die offenbar manchmal weniger aushaltbar ist als die vermeintliche Nähe, die in den vorgesehenen Formen des Redens darüber oft allzu beschaulich, allzu starr und ihrer selbst gewiß erscheint.

Ich habe immer geglaubt, es würde keinen Roman geben mit Szenen, die im Inneren einer Gaskammer spielen, bis ich auf *Die Ölgärten brennen* von Alexander Sacher-Masoch gestoßen bin, bereits 1943 im Exil auf der damals italienisch besetzten, kroatischen Insel Korčula geschrieben und vor ein paar Jahren vermutlich im Gefolge der Kriege auf dem Balkan neu aufgelegt, aber man braucht gar nicht so weit zu gehen, muß auch nicht über Buchtitel stolpern wie *Eine Liebe in Auschwitz*, um zu ahnen, daß man bei diesen Themen mit der Ästhetik eines Trivialromans oder eines Thrillers nicht weit kommt. Es ist nicht schwer einzusehen, daß eine bloß additive Aufzählung von Greueln ab einem bestimmten Punkt das gerade Gegenteil von dem bewirkt, was damit wahrscheinlich beabsichtigt war, statt aufzurütteln nur abstupft, noch die größte Katastrophe konsumierbar macht, und von den mir bekannten Romanen von Nachgeborenen, die in der Darstellung der Verbrechen des Nationalsozialismus scheitern, scheitern die meisten, weil in ihnen die Beziehung zwischen Fakten und Fiktion nicht geklärt ist, weil sie an eine naive Abbildbarkeit glauben und zugunsten einer sympathetischen Haltung auf Reflexion verzichten. Wenn ich es salopp sage, ist das Problem bei diesen Büchern, daß in ihnen das Erzählen kein Problem zu sein scheint, weil sie von der paradoxen Situation nichts wissen, die jeder Versuch einer Annäherung nach sich zieht, nichts wissen und wahrscheinlich auch nichts wissen wollen, solange sie sich hinter ihrer eigenen Rührseligkeit verbergen können.

Lassen Sie mich drei Beispiele geben, in denen es jeweils um den Blick geht, die Augen, um Ihnen zu zeigen, was passiert, wenn man gegen das Gebot, sich kein Bild zu machen, verstößt.

Jorge Semprún erzählt in *Schreiben oder Leben*, wie er gleich nach der Befreiung von Buchenwald aus der Reaktion von drei britischen Offizieren Rückschlüsse auf sein Äußeres zieht: „Es bleibt also nur mein Blick ... der sie derart beunruhigen kann“, steht dort geschrieben. „Es ist das Grauen meines Blicks, das der ihre offenbart, von Grauen erfüllt. Wenn ihre Blicke ein Spiegel sind, dann muß ich einen irren, verwüsteten Blick haben.“

In Danilo Kiš' Vorwort zur französischen Ausgabe des Buches *7000 Tage in Sibirien* von Karlo Štajner, das dessen Frau Sonja gewidmet ist („Dieses Buch widme ich meiner Frau Sonja, die treu auf mich gewartet hat“), heißt es über sie: „Doch in den Augen ... in diesen Augen, eingebettet im Gesicht einer schönen Frau (einer immer noch schönen Frau), entdeckte ich, was ich noch nie im Leben gesehen habe: tote Augen! Nicht Augen wie bei einem Blinden, nicht blinde Augen, sondern Augen, die kein Schriftsteller je beschrieben, die wohl keiner je gesehen hat, tote Augen in einem lebendigen Gesicht. (Und hilflos stehe ich jetzt vor diesem Blick, weil noch keiner dergleichen beschrieben hat, weil ich somit von einem Phänomen spreche, das der Leser nicht zu identifizieren vermag, – psychologische Erklärungen taugen hier nichts.)“

Aber dabei soll es nicht bleiben, gibt es doch die unermüdlichen Journalisten in meinem Roman *Die englischen Jahre*, die Gabriel Hirschfelder besuchen, zum Judenschauen, wie es dort heißt, nach Southend-on-Sea pilgern und, wenn sie gar nicht mehr wissen, was über ihn sagen, von Mal zu Mal bei den gleichen Klischees landen: „Dann verbreiteten sie sich unweigerlich über seine angenehme Erscheinung und kamen im Zweifelsfall vor Verlegenheit immer auf seine Augen zu sprechen, hätten ihnen im Lauf der Zeit alle Farben angedichtet, die es auf der Skala gab, und die buntesten Seifenblasen in den Himmel steigen lassen, hätten sich zu der Gewagtheit verrannt, es wären Augen wie die einer Prostituierten, die an einer Straßenecke im Regen stand, Augen wie die eines Weltkriegskämpfers, der gerade einen Fronteinsatz hinter sich hatte, oder sie verlegten sich auf Spitzfindigkeiten, wären nicht müde geworden, darüber zu streiten, ob er im Exil noch einmal ins Exil geraten sei, so isoliert, wie er war.“

Das macht, um in der schon angeschlagenen biblischen Sprache zu bleiben, den Sündenfall aus, die wortreiche und ach so einfühlsame Beschreibung von etwas, das sich dieser Beschreibung entzieht.

Es ist indes kein Zufall, daß ich Danilo Kiš erwähne, den jugoslawischen Schriftsteller, der sich unter anderem in seinem Erzählband *Ein Grabmal für Boris Dawidowitsch* mit den sowjetischen Lagern auseinandergesetzt hat, sowie Karlo Štajner und seine *7000 Tage in Sibirien*, läßt sich doch auch über Jorge Semprúns Werk nicht ohne den Hinweis auf das sprechen, was sich dahinter verbirgt. Tatsächlich sind es beklemmende Stellen, wenn er beschreibt, wie bereits im Augenblick der endlich wieder erlangten Freiheit die ersten Zeichen einer neuen Unfreiheit sichtbar werden in einem gigantischen, gespenstisch realistischen Portrait von Stalin, am Tag nach der Befreiung von Buchenwald von Gefangenen an einer ihrer Baracken angebracht, oder wenn er sich klarmacht, daß bereits in den Wochen darauf die ersten Überlebenden aus den Nazilagern in den Lagern des Gulag verschwanden. Man braucht nicht Vergleiche anzustellen oder die Unvergleichbarkeit der beiden Systeme zu konstatieren, um dennoch von einer schauerlichen Kontinuität zu sprechen, einer Kontinuität, die, Goethe hin, Goethe her, am Ettersberg ihren symbolischen Ort hat, wo das Lager ein paar Monate nach Kriegsende unter stalinistischer Führung seinen tödlichen Betrieb wieder aufnahm.

Was bei Danilo Kiš noch die Forderung an den Intellektuellen ist, auf beide politischen Jahrhundertverbrechen die richtige Antwort zu finden, spitzt sich bei Jorge Semprún zur Erkenntnis zu, zweimal überlebt zu haben, das Nazilager und den ideologischen Terror des Stalinismus.

Die große Reise war schon in Druck, schreibt er, als er *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* gelesen hat und augenblicklich zum Schluß gekommen ist, von vorn anfangen zu müssen, gerade weil er Kommunist war und ihm daher die einfache Wahrheit seiner Zeugenschaft nicht mehr ausreichte, nicht anders zu können, als über seine Erfahrungen in Buchenwald mit dem Wissen um die anderen Lager noch einmal zu erzählen.

Ich erinnere mich nicht mehr, wann genau mir zum ersten Mal ein Buch von Solschenizyn in die Hand gefallen ist, und ob es *Ein Tag im Leben des Iwan Denissowitsch* war oder eher doch *Der Archipel Gulag*. Es handelte sich um ein blaues oder grünes Exemplar, das weiß ich noch, das plötzlich bei den Kochbüchern, den Herz-und-Schmerz-Schmökern und den Karl-May-Bänden stand und im Hotel meiner

Eltern auf dem gleichen Weg ins Haus gekommen sein dürfte wie die meisten anderen Bücher auch, als Vorzugsausgabe der Buchgemeinschaft Donauland, was bedeutete, das wahrscheinlich auch viele andere Haushalte es besaßen, oder als Mitbringsel eines Gastes, wenn er es nicht überhaupt nur zufällig liegengelassen hatte. Ob darüber geredet worden war oder ob es nur an den Anpreisungen des Klappentextes lag, vermag ich nicht zu sagen, es hatte jedenfalls wenn schon nicht die Aura von etwas Verbotenem, so doch die damit verbundene Anziehungskraft, und so unangebracht der Vergleich ohne Zweifel klingt, kann ich mir doch denken, daß ich darin geblättert habe wie sonst nur in den aufgeblasensten Wälzern auf der Suche nach eindeutigen Stellen.

Man mag sich nun fragen, ob ich auf die gleiche Weise auch auf ein Buch über die Nazilager hätte stoßen können, irgendwann in den frühen siebziger Jahren in der österreichischen Provinz, in einer zufälligen Zusammenwürfelung von Büchern, die auf mich jetzt, zumindest was Solschenizyn betrifft, nicht mehr ganz so zufällig wirkt. Was auch immer dabei herauskommt, es scheint mir wahrscheinlich, daß *Der Archipel Gulag* zu der Zeit und an dem Ort, egal wie das Buch dort hingelangt ist, eine Funktion gehabt hat, die nicht unschuldig war. Es sollte, fürchte ich, ob gelesen oder nicht, durch seine schiere Existenz etwas beweisen, was es nicht beweisen konnte, geradeso, als wäre Buchenwald verständlicher, ich weiß nicht, welches Wort dafür verwenden, verzeihlicher oder im äußersten Fall nur halb so schlimm, weil es Kolyma gab.

Davon kann keine Rede sein, aber man wird sich sicher erinnern, daß ungefähr zur gleichen Zeit das gleiche Buch unter manchen Intellektuellen am liebsten wegdiskutiert oder überhaupt totgeschwiegen worden wäre, und damit auch das, was es tatsächlich beweist, und wenn Jorge Semprún darüber schreibt, liest sich das nicht zuletzt wie der skrupulöse Rechenschaftsbericht eines ehemaligen Parteimitglieds, ganz anders als die besserwisserische Antwort, die Gabriel Hirschfelder einem Interviewer auf die Frage gibt, „ob der Glaube an den Sozialismus ... im Exil eine Hilfe gewesen sei“, die verboht strenge Zurückweisung, „er habe nicht einen Augenblick an den Sozialismus geglaubt, an den Sozialismus nicht und an sonst auch nichts.“

Es sind etliche Selbstzitate zu viel, ich weiß, aber ich hoffe, Sie verzeihen mir das, und wollen die Anekdote noch hören, die ich loswerden

möchte, als Angehöriger, so sagt man doch, eines ins Zwielflicht geratenen Staates, dessen innenpolitische Diskussion mir im vergangenen Jahr manchmal wie ein außer Rand und Band geratenes Sandkastenspiel vorgekommen ist, in dem sich verzogene und leicht zurückgebliebene Kinder gegenseitig mit Dreck bewerfen, obwohl ich natürlich weiß, es sind keine Kinder, und es ist kein Spiel, es sind Erwachsene, verzogen auch sie, auf den ersten Blick leicht zurückgeblieben, und es ist zumindest ernst, wenn nicht sogar todernst gemeint.

Das, was ich Ihnen erzählen will, ohne Pointe, das sage ich lieber gleich, spielt am Tag der Wiener Wahlen, nach einem Wahlkampf mit nicht anders als antisemitisch zu nennenden Ober- und Untertönen, den schon erwartbaren Verharmlosungen und Schönredereien und leider auch so mancher eigentlich richtiger Replik darauf, die bei allem gerechtfertigten Widerspruch im moralischen Furor ihren totalitären Ursprung nicht verhehlen konnte. Ich hatte die Einladung einer Zeitung, etwas darüber zu schreiben, aber weil ich das nicht kann und auch nicht will, bin ich statt dessen in der Absicht, mir zu überlegen, worüber ich in Weimar reden könnte, ganz die Karikatur eines Bohemiens, von Kaffeehaus zu Kaffeehaus gezogen und habe noch einmal *Schreiben oder Leben* gelesen. Es muß wie dreist erfunden klingen, doch war ich tatsächlich gerade bei dem Kapitel angelangt, das mit „Der Tag, an dem Primo Levi starb“ überschrieben ist, der Stelle, in der Jorge Semprún beschreibt, wie er genau an dem Tag, am 11. April 1987, dem Jahrestag der Befreiung von Buchenwald, aus der Arbeit an einem Roman heraus- und in die ersten Sätze des Buches hineingerissen wurde, das ich in der Hand hatte, Sätze, die mir noch im Kopf herumgingen, als ich ins Freie trat und dort fast mit dem für Kunst zuständigen Staatssekretär zusammengestoßen wäre, der sich, offenbar schwer an der seit Stunden klaren Niederlage seiner Partei tragend, die Josefstädter Straße hinauf entfernte. „Sie stehen vor mir, mit aufgerissenen Augen, und ich sehe mich plötzlich in diesem schreckensstarrten Blick: ihrem Entsetzen. Seit zwei Jahren lebte ich ohne Gesicht. Kein Spiegel in Buchenwald. Ich sah meinen Körper, seine zunehmende Magerkeit, einmal in der Woche, beim Duschen. Kein Gesicht auf diesem lachhaften Körper. Manchmal strich ich mit der Hand über eine Augenbraue, über hervortretende Backenknochen, eine hohle Wange ...“, erinnerte ich mich an die soeben gelesenen Worte und schaute der immer kleiner werdenden, im Abendlicht verschwindenden Gestalt nach.

*Verleihung des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung e. V.
an Norbert Gstrein*

Weimar, am 13. Mai 2001

PROGRAMM

Robert Schumann – Franz Liszt:
Liebeslied „Widmung“
Sergej Rachmaninow:
Etudes Tableaux op. 39, No. 4 h-moll
Catherine Gordeladze, Klavier

* * *

Begrüßung
Dr. Bernhard Vogel

* * *

Norbert Gstrein:
Wunder und Geheimnisse des Alltags
Laudatio
Jorge Semprún

* * *

Preisverleihung
Wilhelm Staudacher

* * *

Dankeswort
Norbert Gstrein

* * *

Frédéric Chopin
Valse brillante op. 34, No. 1 As-Dur
Valse op. post. e-moll
Catherine Gordeladze, Klavier



(v.l.n.r.) Jochen Hieber, Prof. Dr. Birgit Lermen, Jorge Semprún, Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel, Norbert Gstrein, Melitta Breznik, KAS-Generalsekretär Wilhelm Staudacher.

KAS-Generalsekretär Wilhelm Staudacher überreicht Norbert Gstrein die Verleihungsurkunde. Links Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel und die Jury-Vorsitzende Prof. Dr. Birgit Lermen.





Der Preisträger Norbert Gstrein bei seiner Dankesrede.

Jorge Semprún bei seiner Laudatio.





Jorge Semprún (links) und Ministerpräsident Dr. Bernhard Vogel.



Text der Urkunde
zur Verleihung des Literaturpreises
der Konrad-Adenauer-Stiftung
an Norbert Gstrein

Als Erzähler und Romancier hat Norbert Gstrein seit 1988 ein thematisch ebenso vielseitiges wie stilistisch souveränes Werk vorgelegt, das ihn zu einem herausragenden Autor seiner Generation werden ließ.

1961 in Nordtirol geboren, vermag er die dörfliche Enge seiner Herkunft in bisweilen bedrückender Genauigkeit zu schildern. Selbst wenn er die Abgründe des Menschlichen durchmißt, bleiben seine literarischen Anti-Idyllen ohne Bitternis.

Die englischen

In den bisher wichtigsten Büchern, der Novelle *O₂* (1993) und dem Roman (1999), gelingen Norbert Gstrein beim ernstesten „Spiel mit Fakten und

Von nie endgültigen Antworten

Gespräch mit Norbert Gstrein

Herr Gstrein, jeder Preisträger wählt sich seinen Laudator. Für die Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung 2001 in Weimar haben Sie Jorge Semprún gewählt. Warum?

Mit dem Wählen ist das so eine Sache. Der Laudator muß sich natürlich bereit erklären. Ich habe mir, vielleicht vermessen, vielleicht großenwahnsinnig, Semprún gewünscht, weil ich ihn vor einem knappen Jahr in Hamburg kennengelernt habe, bei einem Symposium über Erinnerung und Krieg. Nach der Lektüre insbesondere seiner Bücher, die sich mit seinen Erfahrungen in Buchenwald beschäftigen, habe ich gewußt, daß im Zentrum seiner Arbeit eine Frage steht: Wie kann man über die Katastrophe des Dritten Reiches schreiben? Obwohl ich als Nachgeborener natürlich zu anderen Antworten gelangen muß, ist die Frage auch Thema meines jüngsten Romans *Die englischen Jahre*, der einerseits jüdische Leben während des Zweiten Weltkrieges erzählt, aber andererseits auch thematisiert: Wie kann man diesen Teil der Geschichte überhaupt noch erzählen...

Und Semprún erzählt in angemessener Form?

Das ist genau die Frage, die er sich selbst ständig stellt, und damit kommt er immer wieder zu befriedigenden Antworten, Antworten übrigens, die nie endgültig sein können. Seine Bücher sind weit über ihre unbestreitbare Zeugenschaft hinaus auch literarisch von größtem Interesse, weil sie stets auch die Schwierigkeit ihrer eigenen Entstehung thematisieren. Semprúns Schreiben scheint mir aus einer fortwährenden Selbstvergewisserung über das, was er erlebt hat, und einer dann einsetzenden, produktiven Verunsicherung über die gefundene Form zu entstehen.

Wie kann man in Zeiten der Hochkonjunktur so genannter Holocaust-Literatur die Banalisierung des Themas vermeiden?

Gerade indem man darauf hinweist, daß es in der Regel nicht so einfach ist, wie es sich in den mißlungenen Büchern darstellt, die sich mit den Naziverbrechen beschäftigen.

Welche Bücher halten Sie denn für mißlungen?

Es sind in der Regel Bücher, in denen das Erzählen von vornherein kein Problem ist, Bücher, die einen glauben machen, es ließe sich darüber auf naiv realistische Weise schreiben, ohne das Verhältnis zwischen dem Faktischen, den unleugbaren Tatsachen der Naziverbrechen und den Fiktionen, die daraus gemacht werden, zu klären. Für einen Nachgeborenen ist das immer auch eine Frage von Nähe und Distanz, und eine Annäherung, mag sie noch so wohlmeinend sein, sollte sich auch über ihre eigenen Antriebe befragen, um nicht im schlimmsten Fall zur Anbiederung zu werden.

Der Marbacher Literaturwissenschaftler Günther Nickel schreibt über Sie: „Konsequent nimmt er in Kauf, lieber für einen kleinen Kreis von Lesern zu schreiben als sich mit sensationsheischenden Auftritten und plakativen Thesenromanen ins Gespräch zu bringen.“

Diese Beschreibung geht insofern nicht an der Wirklichkeit vorbei, als ich mir nie überlege: Wird es für meine Literatur Leser geben? Muß ich eine bestimmte Differenziertheit aufgeben, um ein Publikum zu erreichen? Ich habe beim Schreiben nicht die Wahl, die für mich vielleicht zweitbeste Möglichkeit zu erproben, wenn ich die beste vor Augen habe. Eine andere Sache ist, daß es für das, was dabei herauskommt, doch wesentlich mehr Käufer gibt, als man vielleicht erwartet.

Was sind für Sie die Hauptthemen Ihres bisherigen literarischen Werkes?

Wenn ich zurückblicke, merke ich, daß meine Figuren in der Regel Figuren sind, die man wahrscheinlich Entfremdete nennt. Figuren, die nicht wirklich dazugehören und in einer beträchtlichen Differenz zur Realität leben. Darum empfinde ich es als konsequente Entwicklung, bei meinem letzten Roman angekommen zu sein, in dem es um das jüdische Exil im England während des Zweiten Weltkrieges geht, ist Exil doch nichts anderes als die äußerste Nichtzugehörigkeit.

Gibt es biographische Gründe für die Auseinandersetzung mit der Entfremdung?

Wenn man das zu machen versucht, was ich mache, dann ist man in der Gemeinschaft eines Dorfes von nicht viel mehr als 100 Einwohnern, in dem ich aufgewachsen bin, nicht wirklich sehr gut aufgehoben. Ein Leser in solch einem Dorf ist mehr noch als jeder andere Leser gezwungen, sich Gegenwelten zu schaffen. So ist meine Bewegung immer eher das Weggehen gewesen.

Sind Sie Einzelgänger?

Ich habe größtes Mißtrauen gegen alle Gruppenbildungen, selbst wenn sich eine sozusagen richtige Gruppe gegen eine sozusagen falsche Gruppe bildet. Ich möchte weder in der falschen noch in der richtigen Gruppe Mitglied sein. Man kann das durchaus auch politisch verstehen. In der Vergangenheit hat sich gezeigt, daß sich die für eine Zeit vielleicht richtige Gruppe am Ende oft auch als eine falsche herausstellt. Auch darin geht es in den Büchern Semprúns. Die Blindheit der westlichen kommunistischen Parteien, zum Beispiel, hatte immer auch damit zu tun, daß sie sich unter dem Vorzeichen des Antifaschismus allzu sicher waren, nichts falsch machen zu können oder jedenfalls für alles, was an ihnen falsch war, eine höhere Rechtfertigung zu haben.

Worin liegt für Sie der Sinn von Literatur?

Mir reicht es schon als Sinn, wenn ich mich wie ein Kind mit einem sehr schönen Spielzeug, der Sprache, beschäftigen kann.

Sie verbinden keine politische oder sonstige Aufgabe mit der Existenz als Schriftsteller?

Das ergibt sich alles von selbst. Man braucht keine großen politischen Programme, und doch werden die Bücher, die man schreibt, Bücher mit politischen Implikationen sein – wenn sie etwas taugen.

Von welcher Literatur profitiert der Schriftsteller Norbert Gstrein?

Fast immer Literatur, die im engeren oder weiteren Sinn in der Tradition von Faulkner steht. Daher hat mich auch der mehrfache Verweis auf Faulkners Roman *Absalom, Absalom!* bei Semprún gefreut. Es ist eine Literatur, die formal an der Aufhebung der Linearität der Zeit arbeitet, eine Literatur, die versucht, einen Zustand herzustellen, in dem Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleich präsent sind. Es gibt einen berühmten Satz von Faulkner: „Die Vergangenheit ist nicht tot, sie ist nicht einmal vergangen.“ Diese

Bedingtheit der Gegenwart durch eine möglicherweise sehr lange zurückliegende Vergangenheit in formalen Strukturen sichtbar zu machen, das interessiert mich am meisten, das ist auch das, woran ich arbeite.

Sie mißtrauen einfachen, linearen Geschichten?

Wenn ich einen Satz schreibe, bin ich in der Regel geneigt, ihn sofort wieder zurückzuziehen. Eine Behauptung aufzustellen ist mir fast unmöglich, wenn ich nicht das Gegenteil oder eine Abweichung wenigstens auch ins Spiel bringe, um bloß nicht zum dogmatischen Behaupten zu gelangen. Mir ist nichts ferner als Dogmatisches, Ideologisches, Festgefahrenes in der Literatur und wo das auftritt, ist es meist an der Form noch sichtbarer als allein im Inhalt.

Gespräch: Jochen Vogel

(Abgedruckt in: Thüringer Allgemeine, 12. 5. 2001, mit freundlicher Genehmigung des Autors.)

Zeittafel

Norbert Gstrein

- 1961 Norbert Gstrein wird am 3. Juni in Mils (Tirol) geboren
- 1979-84 Studium der Mathematik an der Universität Innsbruck
- 1986/87 Fortführung der Studien an den Universitäten Stanford (Kalifornien) und Erlangen
- 1988 *Einer*. Erzählung
- 1988/89 Gast am Literarischen Colloquium Berlin
- 1989 *Anderntags*. Erzählung
Rauriser Literaturpreis
- 1989/90 Stadtschreiber in Graz
- 1989/90 *Das Register*. Roman
- 1993 *O₂*. Novelle
- 1994 Berliner Literaturpreis
- 1995 *Der Kommerzialrat*. Bericht
- 1999 Für den Roman *Die englischen Jahre* erhält Norbert Gstrein den Alfred-Döblin-Preis. Im Herbst Wiener Rede (u.d.T. „Die Differenz. Fakten, Fiktionen und Kitsch beim Schreiben über ein historisches Thema“ in: *Neue Zürcher Zeitung*, 15./16.1.2000).
- 2000 *Selbstportrait mit einer Toten*
Tiroler Landespreis für Kunst
- 2001 Literaturpreis der Konrad-Adenauer-Stiftung
New York-Stipendium des Deutschen Literaturfonds

Werkverzeichnis

Einer. Erzählung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1988. (es 1483).

Anderntags. Erzählung. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1989. (es 1625).

Das Register. Roman. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1992. (1994 als st 2298).

O₂. Novelle. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1993. (1995 als st 2476).

Der Kommerzialrat. Bericht. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1995. (1997 als st 2718).

Die englischen Jahre. Roman. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 1999. (2001 als st 7745).

Selbstportrait mit einer Toten. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2000.

(mit Jorge Semprún) *Was war und was ist*. Reden zur Verleihung des Literaturpreises der Konrad-Adenauer-Stiftung am 13. Mai 2001 in Weimar. Frankfurt a.M.: Suhrkamp, 2001.

Autoren und Juroren

Autoren

Staudacher, Wilhelm, geb. 1945. Seit 1999 Generalsekretär der Konrad-Adenauer-Stiftung. Zuvor CDU-Bundesgeschäftsführer (1991-1992), Bevollmächtigter des Landes Mecklenburg-Vorpommern in Bonn (1993-1994), Staatssekretär und Chef des Bundespräsidialamtes (1994-1999).

Semprún, Jorge; geb. 1923 in Madrid. Studium der Literatur und Philosophie an der Pariser Sorbonne. 1943 als Mitglied der kommunistischen Résistance Verhaftung durch die Gestapo und Deportation ins KZ Buchenwald. 1945 Rückkehr nach Paris, seit 1964 dort freier Schriftsteller. 1988-1991 spanischer Kulturminister. Ehrendoktor der Universität Turin (1990), Friedenspreis des Deutschen Buchhandels (1994), Weimar-Preis (1995), Literaturpreis der Menschenrechte (1995), Jerusalem-Preis (1997), Premio Nonino (1999). Publikationen in deutscher Übersetzung: *Die große Reise* (1994), *Der zweite Tod des Ramón Mercader* (1974), *Federico Sánchez: Eine Autobiographie* (1978), *Was für ein schöner Sonntag!* (1981), *Yves Montand. Das Leben geht weiter* (1984), *Algarabía oder Die neuen Geheimnisse von Paris* (1985), *Der weiße Berg* (1986), *Netschajew kehrt zurück* (1989), *Europas Linke ohne Utopien* (1994), *Federico Sánchez verabschiedet sich* (1994), *Schreiben oder Leben* (1995), *Schweigen ist unmöglich* (mit Elie Wiesel, 1997), *Unsere allzu kurzen Sommer* (1999), *Die Ohnmacht* (2001).

Vogel, Bernhard, Dr.; geb. 1932. Ministerpräsident des Landes Thüringen und Vorsitzender der Konrad-Adenauer-Stiftung. Publikationen u.a.: *Wie wir leben wollen. Grundsätze einer Politik für morgen* (1986), *Normative und institutionelle Ordnungsprobleme des modernen Staates* (1990), *Civitas* (Festschrift, 1992), *Wieviel Forschung braucht Deutschland?* (Mithrsg., 1996), *Reden und Taten in drei Jahrzehnten* (hrsg. von W. Wiedemeyer, 1997), *Zwischen Aussaat und Ernte. Reden im wiedervereinigten Deutschland* (1998). Zahlreiche Beiträge über Bildungspolitik, Medienpolitik, Grundwertediskussion, Christentum und Politik.

Juroren

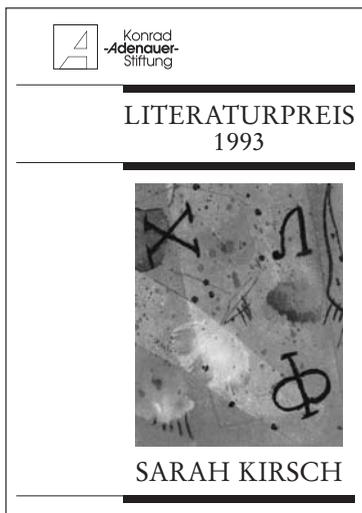
Hieber, Jochen; geb. 1951; seit 1983 Feuilletonredakteur und Literaturkritiker der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*. Publikationen u.a.: *Wörterhelden, Landvermesser. Aufsätze und Kritiken* (1994), *Lieber Marcel. Briefe an Reich-Ranicki* (Hrsg., 1995; 2., erw. Aufl. 2000), *Thomas Mann: Buddenbrooks* (Hrsg., 1996). Zahlreiche Essays und Rezensionen zur Gegenwartsliteratur.

Kiesel, Helmuth, Prof. Dr.; geb. 1947; Inhaber des Lehrstuhls für Neuere Deutsche Literatur an der Universität Heidelberg. Publikationen u.a.: *Gesellschaft und Literatur im 18. Jahrhundert* (Mitautor, 1977), *Lessing: Epoche, Werk, Wirkung* (Mitautor, 1978), „*Bei Hof, bei Höll*“: *Literarische Hofkritik von Sebastian Brant bis zu Friedrich Schiller* (1979), *Erich Kästner* (1981), *Literarische Trauerarbeit. Alfred Döblins Exil- und Spätwerk* (1986), *Briefe von und an Lessing* (3 Bde., Hrsg., 1988-94), *Wissenschaftliche Diagnose und dichterische Vision der Moderne. Max Weber und Ernst Jünger* (1995), *Martin Walser. Gesammelte Werke in 12 Bänden* (Hrsg., 1997), *Erich Kästner: Werke. Bd. 4* (Hrsg., 1998), *Ernst Jünger, Carl Schmitt: Briefe 1930-1983* (Hrsg., 1999). Zahlreiche Aufsätze zur Literatur des 18. bis 20. Jahrhunderts.

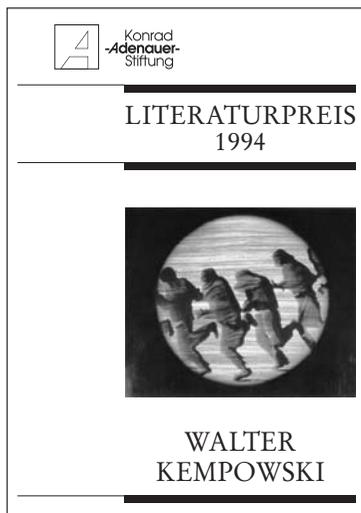
Kleinschmidt, Sebastian, Dr.; geb. 1948; Literaturwissenschaftler und seit 1991 Chefredakteur der Zeitschrift *Sinn und Form* (Berlin). Publikationen u.a.: *Walter Benjamin. Allegorien kultureller Erfahrung. Ausgewählte Schriften 1920-1940* (Hrsg., 1984), *Georg Lukács. Über die Vernunft in der Kultur. Ausgewählte Schriften 1909-1969* (Hrsg., 1985), *Denk ich an Deutschland ... Stimmen der Befremdung* (Mithrsg., 1993), *Stimme und Spiegel. Fünf Jahrzehnte „Sinn und Form“*. *Eine Auswahl* (Hrsg., 1998), Nachwort zu: Gerhard Nebel: *Schmerz des Vermissens* (2000), *Pathosallergie und Ironiekonjunktur* (2001).

Köhler, Volkmar, Dr.; geb. 1930; 1972-1994 Mitglied des Deutschen Bundestages, seit 1989 Mitglied des Auswärtigen Ausschusses und Vorsitzender des Unterausschusses Auswärtige Politik. Parl. Staatssekretär a.D. Publikationen u.a.: *Die Soziale Marktwirtschaft im Aufwind* (1989), *Die Dritte Welt und wir* (1990), *Konsequenzen des Maastricht-Vertrages für die europäische Entwicklungspolitik* (1996). Zahlreiche Aufsätze zur Kunst- und Kulturgeschichte sowie zur Außen- und Entwicklungspolitik.

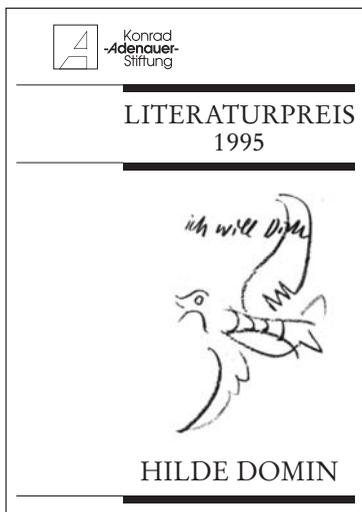
Lermen, Birgit J., Prof. Dr.; Professorin für Neuere Deutsche Literatur an der Universität zu Köln. Publikationen u.a.: *Moderne Legendendichtung* (1968), *Das traditionelle und das neue Hörspiel* (1975), *Lyrik aus der DDR* (1987), *Mein Thema ist der Mensch. Texte von und über Stefan Andres* (Mithrsg., 1990), *Lebensspuren Bd. 1: Hilde Domin – „Hand in Hand mit der Sprache“* und *Bd. 2: Nelly Sachs – „An letzter Atemspitze des Lebens“* (mit Michael Braun, 1997 und 1998), *Stefan Andres – Zeitzeuge des 20. Jahrhunderts* (Mithrsg., 1999), *Deutsch-jüdische Literatur im 20. Jahrhundert. Festschrift für Birgit Lermen* (2000). Zahlreiche Aufsätze zur deutschsprachigen Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts.



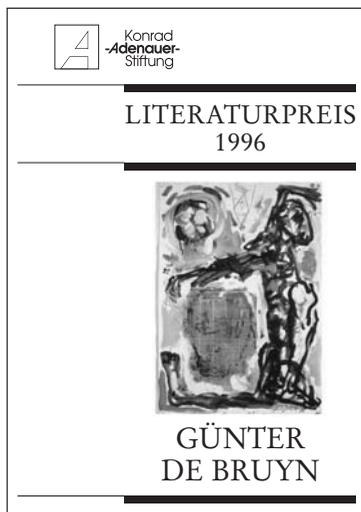
3. Aufl., 40 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-930163-19-5



60 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-930163-48-9 (vergriffen)



2. Aufl., 48 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-930163-81-0 (vergriffen)



40 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-931575-15-2 (vergriffen)



Konrad
Adenauer-
Stiftung

LITERATURPREIS
1997



THOMAS
HÜRLIMANN

2. Aufl. 40 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-931575-68-3



Konrad
Adenauer-
Stiftung

LITERATURPREIS
1998



HARTMUT
LANGE

32 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-931575-95-0



Konrad
Adenauer-
Stiftung

LITERATURPREIS
1999



BURKHARD
SPINNEN

36 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-933714-35-4 (vergriffen)



Konrad
Adenauer-
Stiftung

LITERATURPREIS
2000



LOUIS BEGLEY

36 S., 4 Farbbilder
ISBN 3-933714-38-9